



Magdalena Nirva

Magdalena

24h

Mein abenteuerliches Leben als **Escort Girl**
Eine wahre Geschichte

ROMAN

Magdalena Nirva

Magdalena 24h

Mein abenteuerliches Leben als Escort Girl
Eine wahre Geschichte

BIOGRAFISCHER ROMAN

MC-BUCH-BERLIN

Copyright © Magdalena Nirva, Berlin 2017
Copyright © Deutsche Ausgabe MC-Buch-Berlin, Berlin 2017
Postfach 212018 D-10514 Berlin
magdalena24h@gmx.net
Covergestaltung: MC-Buch-Berlin
ISBN: 9781521865705
Imprint: Independently published

Für M.

Dank an U.

Das Buch handelt von wahren Begebenheiten.
Die Namen von Personen und Orten wurden geändert.

INHALT

1. Fehlstart	7
2. Aschenputtel	19
3. Shisha König	22
4. Hamed	41
5. Sie steht drauf	50
6. Sieben Jahre guter Sex	57
7. Binka	73
8. Wie alles begann	83
9. Eagle	103
10. Griechische Massage und kein Orgasmus	112
11. Plovdiv	122
12. Mr. Superstar und sein Tänzer	147
13. Vor der Abreise	162
14. Berlin	180
15. Dr. Ivanov	199
16. Ab in den Puff	216
17. Playboy	227
18. Amore	244
19. Stress und »Bei Hannik	271
20. Creature	279
21. Geschichte der O	284
22. Adiós Bandido	305
23. Auf mich gestellt	336
24. Neue Liebe	369
Epilog Nichtschwimmerin	378
Über die AutorIn	379

Fehlstart

Es ist ein wunderschöner Abend Anfang Mai. Die Luft duftet nach Flieder, Schwalben jagen zwitschernd durch die aufziehende Dämmerung und ein lauer Wind spielt zärtlich mit meinem knielangen blonden Haar. Die riesige Dachterrasse bietet einen spektakulären Ausblick auf ein Meer aus Dächern und Schornsteinen. In der Ferne kann ich das Riesenrad am Prater erkennen. Da stehe ich also, zu allem bereit, doch keiner der jungen Kerle beachtet mich. Das passiert mir normalerweise nicht.

Der Fahrer der Vienna-Secret-Escort-Agentur, ein schweigsamer Typ mit Sonnenbrille und rasiertem Schädel, hat mich vor einer halben Stunde zusammen mit drei weiteren Mädchen in einem dunklen Mercedes abgeholt und vor einem prächtigen fünfstöckigen Haus wieder aussteigen lassen.

Zielstrebig beginnen die Mädels gleich, die Treppen zu erklimmen.

»Kein Aufzug?«, frage ich.

Eines der Mädchen dreht sich flüchtig nach mir um und schüttelt stumm den Kopf. Im Gänsemarsch steigen wir hinauf bis ganz nach oben.

Auf der Terrasse sind mehrere Tische mit Buffet und Getränken aufgebaut, es läuft laute Musik. Vier Jungs, alle so um die zwanzig, machen Party und haben sich Mädchen dazu bestellt. Die anderen Prostituierten sind eigentlich nicht die hübschesten. Sie sehen sogar ein wenig billig aus. Besonders die eine mit den schwarzen Extentions und dem rosa Lackrock. Ich da-

gegen bin gestylt wie ein Topmodel. Die drei kommen aus Rumänien und arbeiten wohl schon länger bei der Agentur. Offensichtlich kennen sie die Jungs, denn kaum sind wir oben angekommen, geht sofort jede zu einem der jungen Männer. Küsschen hier, Küsschen da. Sie begrüßen sich wie alte Bekannte.

»Wie geht es, Schatzi?«

»Servus Baby.«

Sie bekommen gleich ihr Geld und freuen sich. Zu mir kommt keiner. Was haben die drei, was ich nicht habe? Sicher, ich bin etwas nervös. Es ist mein erster Termin in einer fremden Stadt, in einem fremden Land. Zum ersten Mal in meinem Leben habe ich eine Grenze überschritten und Bulgarien verlassen. Wirke ich vielleicht unbeholfen oder schüchtern? Aber ist das ein Grund, mich zu ignorieren? Mein Outfit kann es nicht sein. Ich habe mein weißes Ballerina-Röckchen an, dazu trage ich ein hautenges, bauchfreies Top, ebenfalls weiß, darunter nichts.

Einer der Jungs lässt Eiswürfel in Gläsern klingeln und schüttet im hohen Bogen Wodka darauf. Die Rumäninnen kichern. Die Lackrock-Braut krault den Wodkamixer am Nacken, der verdreht gespielt die Augen. Sie stoßen an und trinken auf einen schönen Abend. Ich bekomme nichts zu trinken, niemand redet mit mir. Der vierte, ein kräftiger Bursche mit kurzem Haarschnitt und Kniebundlederhose, dreht mir den Rücken zu und telefoniert. Ich verstehe kein Wort, denn ich spreche kein Deutsch. Ich fühle mich unwohl und total fehl am Platz. Alle quatschen durcheinander, und ich kapiere nichts.

Nach ein paar Minuten verlorenen Herumstehens klingelt mein Handy.

Es ist die Telefonistin von der Agentur: »Katja, komm bitte wieder herunter.« Sie spricht auf Englisch mit mir. Bei dieser Agentur heiße ich Katja.

Ich blicke abschließend in die Runde, niemand beachtet mich. Ohne mich zu verabschieden, gehe ich nach unten. Keiner hat mir Geld gegeben, auch nicht für den Fahrer. Ich wusste nicht, dass ich hätte Fahrergeld verlangen müssen. Mir ist zum Heulen. Warum will mich keiner? Bin ich nicht hübsch genug?

Als ich die vielen Treppen wieder herunterlaufe, treffe ich unterwegs ein weiteres Mädchen, das nach oben stöckelt. Aha, sie kommt jetzt statt meiner. Der Fahrer hat sie gebracht und soll mich wieder mitnehmen. Sie sieht etwas schlanker aus als ich und ist älter. Ihre Haare sind hell blond gefärbt (meine sind echt blond), und sie trägt eine Brille. Wer weiß? Wenn die vier Jungs eine Party machen, bestellen sie vielleicht immer die gleichen Mädchen. Die Wasserstoffblonde ist noch besetzt gewesen, und deswegen hat die Agentur mich statt ihrer hingeschickt. Aber der Mann wollte mich nicht.

Die Telefonistin mit der Candystimme versucht noch, mich zu trösten: »Katja, don't worry. There are other clients ...«

Aber es ist mein erster Termin, und ich nehme es persönlich. Ich bin enttäuscht. Der Fahrer bringt mich zurück nach Hause.

Bei unserer Ankunft in Wien vor drei Tagen sind Eagle und ich zunächst bei einer Türkin namens Müjde untergekommen. Sie führt einen kleinen Imbiss im 17. Bezirk. Ein Hotel wäre zu teuer gewesen. Die Preise in Österreich sind doch wesentlich höher als in Bulgarien.

»Eagle, mein Jungel«, ruft sie lachend und umarmt ihn herzlich, als wir ankommen. Sie begrüßt ihn wie einen Sohn. »Ich bin so froh, dich zu sehen! Und du musst Magdalena sein, nicht wahr? Wie hübsch du bist!« Sie nickt Eagle anerkennend zu. »Kommt rein Kinder, fühlt euch wie zu Hause!«

Müjde ist um die sechzig und riecht stark nach Küche. Sie ist die Mutter eines türkisch-stämmigen Bulgaren, den Eagle im österreichischen Knast getroffen hat. Eagle war vier Monate lang im Gefängnis. Sein türkischer Knastbruder, er heißt Kemal, saß wegen versuchten Mordes ein. Insgesamt für vierzehn Jahre. Weil beide Bulgarisch sprachen, freundeten sie sich schnell an. Sie vertrieben sich die Zeit mit Quatschen, Rauchen und Kartenspielen. Da Eagle während der vier Monate nie Besuch bekam, stellte Kemal den neuen Freund seiner Mutter vor, die ihren Sohn regelmäßig besuchte. Eagle kam schließlich wieder raus und wurde abgeschoben. Kemal blieb drin, denn er hatte noch acht Jahre vor sich. Bei der Abschiebung hat Eagle einen

schwarzen Sperr-Stempel in den Pass bekommen. Damit konnte er eigentlich nicht mehr einreisen. Die Sperre galt für fünf Jahre. Doch Eagle hatte sich zu helfen gewusst. Um nach Österreich zurückkehren zu können, heiratete er in Bulgarien die Bekannte einer guten Freundin. Eine Scheinehe. So verschaffte er sich einen neuen Namen, einen neuen Pass und eine neue Adresse. Mit den frischen Papieren war die Einreise nach Österreich kein Problem mehr gewesen. Trotzdem muss er natürlich aufpassen, dass die Behörden nicht dahinter kommen.

Müjde kocht gut und reichlich. Am ersten Abend gibt es Lammfleisch mit Auberginen und Tomaten, dazu Merceiles Hummus, Fetacreme und selbstgebackenes Pide. Satt und müde legen wir uns nach dem Essen zum Schlafen hin. Von hier aus können wir jetzt in Ruhe suchen, bis wir ein dauerhaftes und bezahlbares Quartier gefunden haben. Gleich am nächsten Tag meldet Eagle mich bei drei Escort-Agenturen an. Bei der einen war er selbst schon als Gigolo anschaffen, bei den anderen haben seine Mädchen gearbeitet, beziehungsweise er zusammen mit einem Mädchen als Pärchen. Am Nachmittag fahren wir gemeinsam hin, um mich vorzustellen. Jede Agentur hat ein Office in einem kleinen Apartment. Dort sitzen mehrere Frauen mit Computern und Handys, die Termine mit den Kunden machen. Die Telefonistinnen sind fast alle dick und hässlich, manche von ihnen haben ganz viele Pickel. Ihr Äußeres steht jedoch in krassem Gegensatz zu den Stimmen, wenn sie mit den Männern telefonieren. Ihre Stimmen klingen so was von sexy, da kann ich echt noch was lernen. Ich wette, die meisten Männer bekommen allein schon einen Ständer, wenn sie ihr zuckersüßes Gesäusel hören. Wir verabreden uns noch mit einem Fotografen, der Fotos von mir für die Escort-Websites in einem noblen Hotelzimmer machen soll, das war's.

Es ist schon spät, so halb eins, da ändert sich die Stimmung. Die Agentur ruft wieder an, ich solle herunterkommen. Diesmal ist es ein anderer Fahrer. Diese Agentur beschäftigt nachts drei bis vier Chauffeure, die die Mädchen zu ihren Terminen fahren. Ich werde zu einer privaten Adresse gebracht. Der Kunde hat

mich bestellt, ohne meine Fotos zu kennen, denn die sind zu diesem Zeitpunkt noch nicht fertig.

Schöne und sensible Augen mit langen Wimpern, umrahmt von vielen Haaren, begrüßen mich an der Tür. Der Mann mag Anfang dreißig sein, ist groß, kräftig und gut aussehend, obwohl nicht unbedingt mein Typ. Er sieht aus wie ein typischer Österreicher. Brünettes Haar und Vollbart. Ein richtig langer Bart. Sein Gesicht ist wohl ganz hübsch, aber mit diesem Bart sieht man kaum etwas davon. Er führt mich einen leeren Flur entlang in ein geräumiges Zimmer mit einem Grandpiano in der Mitte. Der Parkettboden knarzt unter den Schritten. Die hohen Decken wirken herrschaftlich. Ringsherum sind lange Kerzen aufgestellt, die das spärlich aber geschmackvoll eingerichtete Zimmer in verträumtes Licht tauchen. Die bodenlangen Vorhänge sind zugezogen, im Hintergrund läuft leise Lounge Musik. Auf einem kleinen Tisch zwischen zwei schweren Sesseln entdecke ich eine Flasche Champagner mit zwei Gläsern. Er ist auf meinen Besuch vorbereitet wie ein echter Gentleman auf ein romantisches Tête-à-Tête. Wenige Männer tun das, wenn sie das Mädchen nicht kennen. Die meisten wollen schnell bezahlen, wegficken und tschüss.

Der Mann mit dem Bart deutet auf einen der bequem aussehenden Sessel.

»Bitte setz dich. Ich hoffe, du magst Champagner?« Er lächelt freundlich, seine Augen wandern an mir entlang.

»Natürlich, danke.«

Sachte füllt er mein Glas. Champagner ist zwar nicht mein Lieblingsgetränk, aber es ist mir sehr angenehm hier. Ich nehme einen Schluck, es prickelt wohltuend kühl an meinen Gaumen.

»Wie lange möchtest du, dass ich bleibe?«, frage ich.

Er schürzt die Lippen, als wenn er nachdenken würde und sagt: »Zwei Stunden, wenn das geht.«

»Ja, sicher«, antworte ich.

Stattdessen könnte er auch eine Stunde abwarten und dann verlängern.

Er reicht mir das Geld. Drei Hunderter.

Ich frage: »Möchtest du blasen? Möchtest du küssen? Möchtest du schlecken?«

Ich bin etwas aufgeregt. Nicht wegen ihm, sondern wegen der Situation und dem Reinfeld zuvor. Ich fühle mich ein wenig wie eine Schülerin. Ich will alles richtig machen, will professionell sein. Erst mal bekomme ich also mein Geld, dann mal sehen, ob er Extras möchte. Ganz wie Eagle es mir beigebracht hat. Das ist zunächst sehr geschäftsmäßig, eigentlich soll man nicht so ernst sein. Es ist besser, man beginnt locker, flirtet ein bisschen und macht Konversation anstatt als Erstes über Geld zu reden. Aber ich habe Angst, ich könnte nicht so viel bekommen wie möglich. Eagle hat es mir eingeschärft. Unser Ziel ist Geld, Geld, Geld. Wir müssen eine Wohnung kaufen für ihn und für mich. Ich kassiere dann sofort noch hundertfünfzig Euro für Küssen, Blasen und Lecken, in Österreich nennt man es »Schlecken«. Danach geht es mir schon besser.

»Wie lange machst du den Job schon?«, fragt er.

»Du bist mein erster Kunde«, antworte ich.

Das stimmt sogar teilweise, zumindest für Wien.

Er hebt die Augenbrauen. »Und - woher kommst du?«

»Ich bin Russin«, gebe ich zur Antwort. So steht es auch im Internet. Das hört sich besser an. Bulgarin klingt immer ein wenig nach Bettler. »Ich bin erst vor drei Tagen mit meinem Freund nach Wien gekommen.«

Er nickt, ohne etwas dazu zu sagen. Vielleicht ahnt er, dass es sich bei »meinem Freund« um meinen Zuhälter handelt. Kein Mädchen sagt »Zuhälter«. Alle sagen »mein Freund«.

Es entsteht eine kleine Pause und ich frage: »Was machst du beruflich?«

Er sagt: »Ich arbeite für eine Softwarefirma.«

Ein Programmierer, der Piano spielt? Das scheint mir auf jeden Fall ungewöhnlich. Bestimmt stammt er aus einer wohlhabenden Familie.

»Und du spielst Klavier?«, frage ich.

»Ja, ein wenig«, sagt er und lächelt. »Spielst du auch?«

Ich schüttele den Kopf. »Nein, leider nicht.«

Er nickt wieder. »Wie gefällt dir diese Musik hier?« Er deutet in den Raum.

Ich wiege den Kopf ein wenig im Takt. Klingt irgendwie cool, dabei sanft und sexy. »Gut. Was ist das?«

»Akmusique. Eine französische Band.«

Wir plaudern weiter und trinken Champagner. Nach einer Weile wollen wir zum gemütlichen Teil übergehen, und er geht ins Bad, um sich frisch zu machen. Auch ich gehe duschen. Als ich mit einem weißen Handtuch umwickelt wieder das Wohnzimmer betrete, erhebt er sich aus dem Sessel, nimmt mich bei der Hand und führt mich in sein Schlafzimmer. Er hat ein großes, altmodisches Bett mit hohen gedrechselten Pfosten, beschirmt von einem blauen Baldachin. Auch hier brennen Kerzen.

Ich lasse das Handtuch auf den Boden fallen. Offensichtlich gefällt ihm, was er sieht. Er leckt sich die Lippen. Ich gehe einen Schritt auf ihn zu. Er umfasst meine Taille und zieht mich zu sich heran. Schaut mir dabei in die Augen. Unsere Lippen begegnen sich erst zaghaft, dann küsst er mich leidenschaftlich. Unsere Zungen im Ringelreihen. Meine Augen sind jetzt geschlossen. Sein Bart kitzelt ein wenig, aber das ist nicht weiter schlimm. Ich umfasse seine muskulösen Oberarme, seinen Hals, seine Schultern. Spüre seinen kräftigen Oberkörper warm an meiner Haut. Ohne die Umarmung zu lösen, dreht er mich zum Bett herum und lässt mich niedersinken. Zärtlich streichelt er über meine Brüste. Wie auf Knopfdruck richten sich meine Nippel auf, als er sie berührt. Langsam lässt er jetzt die Hände meine Hüften abwärts gleiten. Er hat große kräftige Hände, aber kann sanft mit ihnen umgehen. Er löst den Kuss, kommt auf den Bauch, legt sich zwischen meine Beine und schiebt sie weit auseinander. Gerne lasse ich ihn gewähren. Meine Muschi ist natürlich rasiert. Das ist Standard, denn die Männer stehen drauf. Keiner möchte beim Lecken Haare im Mund haben. Er schaut zu mir hoch. Ich weiß, er wird es jetzt tun. Ich lasse den Kopf in den Nacken sinken. Als er mit seiner Zunge an meine Spalte kommt, ist sie schon feucht. Dann leckt er mich. Er tut es gekonnt und mit Hingabe, versteht, wie ich es möchte. Es dauert

auch nicht lange, und ich spüre ihn kommen. Meinen geliebten Tsunami. Die Welle rollt langsam zurück, täuscht vor, zu verschwinden. Aber sie holt nur aus. Von ganz tief unten. Und dann ergießt sie sich mit voller Wucht und von allen Seiten zugleich über mich, schüttelt und wirbelt mich herum und lässt mich im heißen Strudel des Ozeans versinken.

Ich tauche wieder auf und flüstere: »Leg dich hin.«

Er dreht sich auf den Rücken. Er soll seine Belohnung bekommen. Ich lecke seinen heißen Lustmuskel mit der ganzen Zunge an der Unterseite langsam von unten nach oben, umkreise die glatte Spitze, lasse ihn tief in meinen Mund gleiten, gebe ihn wieder frei. Ein paar Mal wechsele ich den Rhythmus. Mit der einen Hand umfasse ich sein Ding und schraube ein wenig an ihm, mit der anderen kraule ich seinen Beutel. Das gefällt ihm.

»Ich hoffe, ich mach nicht zu fest?«, frage ich.

»Nein, mach weiter so«, stöhnt er und schließt dankbar die Augen.

Er ist schön hart. Ich ziehe ihm ein Kondom über, und er nimmt mich von vorn. Er hält meine Arme fest und küsst meinen Hals. Meine Brüste. Immer wieder. Immer wieder. Immer wieder.

Am Ende liegen wir erschöpft mit geschlossenen Augen dicht nebeneinander. Mein Herz trommelt einen Kriegstanz. Als es wieder ruhig ist, fällt mir auf, dass die Musik noch immer läuft.

Die Sängerin haucht: »Je regarde la mer. Tu me manques. Notre rêve d'amour. Je t'aime ...«

Ich öffne die Augen. Er hat den Kopf aufgestützt und betrachtet mich.

»Du bist wunderbar«, sagt er.

»Dankeschön«, antworte ich, fast ein wenig artig.

»Weißt du, wem du ähnlich siehst?«

Ich schaue ihn an und warte gespannt.

Nach kurzem Zögern fährt er fort: »Du siehst aus wie Sophie Marceau. Wie die junge Sophie Marceau in »Meine Nächte sind schöner als deine Tage«. Kennst du den Film?«

Der Film sagt mir nichts, dafür aber Sophie Marceau, eine französische Schauspielerin und sehr attraktiv. Ich kenne sie aus einem Bond-Film, den ich mir vor ein paar Jahren angesehen habe. Das Kompliment gefällt mir.

»Interessanter Titel«, antworte ich.

Ich bin mir sicher, dass das nicht nur Schmeichelei ist. Nach dem Sex werden die Männer oft gefühlig oder zumindest von einem Schub Ehrlichkeit übermannt, jedenfalls in einem Ambiente einer privaten Wohnung mit Kerzenschein wie hier.

»In dem Film geht es um einen Computerfachmann, der eine erotische Nacht mit einer jungen Frau verbringt.«

Er küsst meine Schulter.

Aha. Er identifiziert sich offenbar mit dem Hauptdarsteller. Wie süß. Später werde ich den Film dann einmal anschauen. Es stimmt. Eine gewisse Ähnlichkeit ist nicht zu übersehen.

»Wie ist sie denn so, die junge Frau in dem Film?«, will ich wissen.

Er streicht sich seinen Bart. »Ein bisschen verrückt, und sie hat übersinnliche Fähigkeiten. Sie kann in die Herzen der Menschen schauen.«

»Glaubst du, ich kann in dein Herz schauen?«

»Wer weiß ... Kannst du?«

Er sieht mir tief in die Augen, als suche er dort die Antwort.

»Wer weiß ...«, antworte ich und schmunzle. »Was noch?«

»Sie sagt von sich selbst, sie sei berechnend und egoistisch.«

Ich stutze. Was soll das jetzt? Will er mich analysieren?

»Aber das stimmt so nicht«, fügt er eilig an.

»Nein?«

»Sie ist auf der Suche nach Liebe.«

In diesem Moment erlischt eine der Kerzen, die am Bett stehen.

»Wie wir alle vermutlich«, antworte ich, während mein Blick der dünnen Rauchsäule folgt, die sich kräuselnd in Nichts auflöst.

Er nickt. »Ja, vielleicht.« Er zupft wieder an seinem Bart.

»Und was gefiel dir an ihr?«

»Vieles. Ihr Aussehen, ihre Sinnlichkeit. Sie war einfach hinreißend verführerisch. Genau wie du.«

Ich werfe ihm einen kecken Seitenblick zu und räkele mich. Er lächelt.

»Kannst du Französisch?«, fragt er und korrigiert gleich den Doppelsinn. »Ich meine sprechen!«

Wir lachen.

Ich spreche ein paar Sätze auf Englisch mit französischem Akzent.

»Wow, du klingst wie eine echte Französin!« Er strahlt.

In Wien gibt es später einige Kunden, die unbedingt eine Französin wollen. Das wird zu einer richtig beliebten Nummer bei mir.

Die Telefonistin gibt mir die Instruktionen: »Also, du bist neunzehn Jahre alt und kommst aus Paris. Du bist echte Französin, und du heißt Jaqueline.«

Ich kann eigentlich gar kein Französisch, wohl aber dieses Englisch mit Akzent. Ich bin jetzt vierundzwanzig, aber die meisten schätzen mich auf einundzwanzig oder zweiundzwanzig. Es kommt natürlich sehr auf Schminke und Klamotten an, die Haare und die Art, wie ich mich verhalte. Wenn ich jünger wirken will, mache ich mir im Auto schnell zwei Zöpfe links und rechts, ein bisschen weniger Schminke, den Lippenstift weg, nur ein wenig Glanz drauf, lege vielleicht noch ein Kettchen an. Dann nehme ich ein etwas süßeres Parfum und schon bin ich die neunzehnjährige Pariserin. Und später beim Sex - wenn ich sein bestes Stück in den Mund nehme - spiele ich zuerst ein wenig schüchtern.

Wenn er fragt, wie lange ich schon dabei bin, sage ich: »Ach, ich mache das noch nicht so lange, so ein, zwei Monate. Sag bitte Bescheid, wenn ich zu doll bin oder wenn ich mit den Zähnen etwas falsch mache.«

Natürlich kann ich beim Blasen im Finale der Weltmeisterschaft antreten, aber wenn ich ein neunzehnjähriges Pariser Mädchen spiele, lasse ich mir das am Anfang nicht anmerken. Es gibt viele Italiener und Chinesen in Wien. Die wollen fast immer

ein französisches Mädchen. Ich weiß gar nicht, wie oft ich eine Französin sein muss. Dann wollen sie immer, dass ich etwas auf Französisch sage.

Ich hauche ihnen dann »Je t'aime ... Je t'aime ...« ins Ohr. Sie sind begeistert und es gibt jede Menge Trinkgeld. Dazu lerne ich auch noch ein paar andere französische Sätze, so wie »Je suis très contente avec toi.« Das bedeutet: »Ich bin sehr glücklich mit dir.« Manchmal verkaufe ich mich auch als englisches Mädchen. Einige Kunden kommen vom Land und können kaum Englisch. Sie fragen mich, wie denn das Wetter in London sei.

»Its raining all day long«, antworte ich dann. »That's why I'm here. I can't stand the rain.« Die Männer nehmen es mir immer ab. Das ist sehr lustig.

Meinem bärtigen Romantiker jedenfalls gefällt die Französin auch sehr. Wir machen dann noch Mal Sex, das zweite Mal ist nicht so toll - aber egal. Irgendwann ist die Zeit um, und ich bin sehr müde. Ich weiß, ich bin jetzt vierundzwanzig Stunden erreichbar. Auf meiner Setcard im Internet steht deshalb bei den drei Agenturen jeweils »24h«. Wobei alle Agenturen wissen, dass ich auch bei den anderen arbeite. Wenn ich von einer einen Termin habe, gebe ich den anderen per SMS Bescheid, dass ich für bestimmte Zeit beschäftigt bin. Es kann also sein, dass mich der Fahrer, wenn ich herunterkomme, nach Hause bringt oder auch sofort zu einem anderen Termin fährt.

Ich sage zu meinem Gastgeber: »Ich muss jetzt gehen, denn es ist schon spät, und ich bin sehr müde.« Ich gähne.

»Machst du jetzt Feierabend?«

»Nein. Habe kein Feierabend, ich muss weiter. Aber ob noch ein Termin kommt oder nicht, das weiß ich nicht.«

Er überlegt kurz und meint: »Gut. Dann ruf jetzt deine Agentur an und sag, ich will noch um zwei Stunden verlängern, okay?«

»Okay.«

Er bezahlt mich noch für zwei Stunden. Eagle hat mir zwar gesagt, ich soll niemals bei Kunden schlafen, weil sie dich vielleicht beklauen könnten oder sonst was mit dir machen, während du schläfst. Aber ich bin hundemüde. Ich verstaue das Geld in

meiner Tasche und stelle den Alarm am Handy auf zwei Stunden ein, um den Fahrer nicht zu verpassen, wenn er kommt. Ich schlafe durch wie ein Murmeltier. Noch bevor mich der Alarm wachmachen kann, kommt mein bärtiger Gentleman ans Bett und weckt mich. Er hat mich nicht angefasst und nur dafür bezahlt, dass ich meine Pause machen und mich ausruhen kann. Ich stehe auf und er begleitet mich zur Tür.

»Servus ba-ba«, sagt er.

»Bye«, sage ich, küsse ihn zum Abschied auf den Mund und entschwinde.

Aschenputtel

Geboren wurde ich in einer kleinen Stadt namens Lukovit in Nord-Bulgarien. Meine Mutter lebte alleine mit mir, denn mein Vater hatte uns verlassen, als ich noch ein Baby war. Wir wohnten in einer kleinen Wohnung in einem grauen Wohnblock am Rande der Stadt. Es war eine Eigentumswohnung, aber Mama musste sie jahrelang abbezahlen. Sie arbeitete als Putzfrau und verdiente sehr wenig Geld. Bevor ich zur Welt kam, war meine Mutter schon zweimal verheiratet gewesen und hatte noch zwei Kinder. Einen Jungen und ein Mädchen. Der Bruder starb kurz nach der Geburt. Zu meiner Schwester habe ich keinen Kontakt. Sie wuchs bei ihrem leiblichen Vater auf.

Als ich fast sechs war, lernte meine Mutter den Stiefvater über eine Zeitungsannonce kennen. Er war vierzig, sie achtunddreißig. Oft besuchte sie ihn. Ich blieb dann allein zu Haus und wartete darauf, dass sie zurückkommt. Manchmal kam er auch zu uns. Ich mochte ihn nicht. Vom ersten Moment an. Eines Morgens, es war mein sechster Geburtstag, fuhr er mit einem großen Auto vor. Alles wurde eingepackt, die Geburtstagsfeier fiel aus. Stunden später langten wir in seinem kleinen zweistöckigen Haus an, dem neuen Zuhause in Welinrad. Das liegt in den Rhodopen, einem bewaldeten Gebirge in der Mitte Bulgariens, wo aus schroffen Felsen Mineralquellen hervorsprudeln. Kurze Zeit später heirateten sie. Auch seine Mutter wohnte dort. Sie war krank und starb nach zwei Jahren. Dafür kam mein kleiner Bruder Petko auf die Welt. Meine Mutter fand eine Stelle in einer Klinik, wieder als Putzfrau. Der Stiefvater arbeitete in einer klei-

nen Fabrik für Maschinen. Auch er verdiente kaum Geld. Aber es gab sowieso wenig zu kaufen. Der Sozialismus war am Ende. Man musste sehr früh aufstehen und sich stundenlang für ein Brot anstellen.

Ich kam in die Schule. Mein Stiefvater war inzwischen Alkoholiker. Er ging oft in eine Kneipe in der Nähe. Schon mittags fing er an zu trinken. Deshalb verlor er seine Arbeit. Meine Mutter musste das ganze Geld verdienen. Sie war meistens weg. Oft auch nachts. Ich musste im Haushalt alles machen. Kochen, putzen, einkaufen gehen. Das Geld war immer genau abgezählt, nie durfte ich einmal Süßigkeiten oder etwas Kleines für mich kaufen. Morgens musste ich zuerst die Tiere füttern. Wir hatten zwei Ziegen, drei Schafe und ein paar Hühner. Danach brachte ich Petko zum Kindergarten. Anschließend ging ich bis zum Mittag in die Schule. Nach dem Unterricht kehrte ich nach Hause zurück, wieder die Tiere füttern, den Stall saubermachen und was so anfiel. Ich holte meinen Bruder vom Kindergarten ab. Wenn meine Mutter nicht da war, kochte ich das Essen. Sie arbeitete oft bis spät abends. Auch für den Garten war ich zuständig. Ich sorgte für das Gemüse, goss die Gurken und die Tomaten. Im Sommer gab es rote Käfer auf den Kartoffelpflanzen, die wie kleine Kakerlaken aussahen. Ich musste sie in ein Glas mit Wasser absammeln. Das war ekelig. Hausarbeit die ganze Zeit. Ich machte es nicht gerne, aber ich musste. Mein Stiefvater betrachtete mich nie als seine Tochter. Nie, nie, nie. Er sorgte dafür, dass ich es nicht vergaß. Wenn er betrunken war, schlug er mich. Er war fast jeden Tag betrunken. Meine Mutter sagte nichts dazu. Vielleicht fühlte sie sich schuldig, aber sie tat nichts dagegen.

Viel später erzählte mir meine Großmutter, dass mein Stiefvater, als er meine Mutter kennenlernte, von ihr verlangt hatte, dass sie mich in ein Heim gibt. Er sei schließlich nicht der Vater. Aber meine Mutter hatte meine Schwester aus einer vorigen Ehe schon bei deren Vater gelassen und wollte mich nicht weggeben. Sie hätte mich gerne bei meinen Großeltern in einem kleinen

Dorf aufwachsen sehen, doch da gab es nichts. Keine Schule, keinen Arzt, keine Apotheke. Meine Großeltern waren dagegen, weil ich noch so klein war. Sie versprachen, meine Mutter finanziell zu unterstützen, obwohl sie selbst arm waren.

Mein Stiefvater stimmte widerwillig zu und sagte: »Wenn sie schon unter meinem Dach wohnt und mein Brot isst, muss sie eben im Haushalt arbeiten.«

Also war ich das Aschenputtel, sollte auf meinen Bruder aufpassen und die Wäsche waschen, natürlich mit der Hand, denn es gab keine Waschmaschine.

»Ich muss Kaka«, sagte der kleine Petko immer zu mir und ich musste mit ihm aufs Klo gehen, ihm den Po abwischen.

Warum mochte mein Stiefvater mich nicht? War er eifersüchtig, weil meine Mutter mich nicht weggeben wollte? Ich wusste es nicht. Immer wenn ich etwas falsch machte oder seiner Meinung nach zu langsam arbeitete, schlug er mich. Er tat es mit der Rückseite seiner Hand, schlug mir ins Gesicht. Immer auf den Mund. Er schlug mich, bis ich blutete. Daher kenne ich den Geschmack von Blut. Ein Geschmack wie Metall zwischen den Zähnen. Ständig hatte ich aufgerissene Lippen. In der Schule fragten sie mich, warum ich dauernd gerissene Lippen habe. Das war mir sehr unangenehm.

Shisha-König

Normalerweise werde ich spontan bestellt. Die Agentur ruft dich an, und fünfzehn oder zwanzig Minuten später steht der Fahrer unten vor der Tür.

Dieses Mal aber meldet sich die Telefonistin schon am frühen Nachmittag: »Um 18 Uhr wirst du abgeholt. Es geht in einen teuren Bezirk, vielleicht bleibst du länger als eine Stunde. Mach dich schick, Antonia.«

Ich mache mich also schön zurecht. Geduscht, Haare gewaschen und gekämmt, dezent geschminkt. Es ist Mitte Mai und schon recht warm draußen. Ich will mich nicht zu aufreizend anziehen und wähle einen eleganten Anzug, den ich aus Bulgarien mitgebracht habe. Eine lange, seitlich geschlitzte Hose und ein Top mit breiten Trägern und schmaler Knopfleiste vorn, beides aus weißer Seide. Das Ganze ist sehr weit geschnitten. Fast wie ein Kleid. Der Stoff, nahezu durchsichtig, umfließt meinen Körper wie eine sanfte Sommerbrise. Über dem Top trage ich dazu eine passende Pelerine, die in der Mitte ebenfalls geschlitzt ist und den Rücken bis zum Po frei lässt. Wenn du mit High Heels gehst - klack-klack, klack-klack - sieht es aus wie ein großer, weißer Schmetterling. Die Schuhe sind mit Glitzer und hellen, mintgrünen Netzteilchen versehen, die Absätze ganz dünn. Ein teures Parfum darf natürlich nicht fehlen. Dieses Outfit ist exklusiv und ganz speziellen Kunden vorbehalten, wie wenn mich zum Beispiel der Präsident bestellt oder so. Mit anderen Worten: schicker geht nicht.

Die Limousine rollt über Kopfsteinpflaster und hält am Ende einer breiten, wenig belebten Gasse mit imposanten Jugendstilhäusern gegenüber einem kleinen Brunnen an. Ich befinde mich in Wieden, dem vierten Wiener Bezirk. Ich steige aus. Kaum habe ich die Autotür geschlossen, kommt von der Seite auch schon ein Mann auf mich zu und hakt mich unter. Der spezielle Kunde ist ein bäriger Österreicher mit Dreitagebart und Brille. Es gibt Männer, die, egal wie alt sie sind, zeitlos jugendlich kraftvoll wirken. Der hier ist so ein Exemplar. Er mag vielleicht Mitte vierzig sein, hat ein arabisch aussehendes Profil mit ausgeprägter Kinnpartie und ist leger angezogen. Jeans, ein kariertes Hemd, darüber eine Weste aus braunem Leder.

»Hallo. Wie heißt Du?«, fragt er. Seine Stimme klingt tief wie ein Kontrabass. Aus seiner Nase ragen dunkle Haare hervor, die wie Käferbeine aussehen.

»Antonia«, antworte ich. Das ist mein »Künstlername« bei dieser Agentur.

Er stellt sich als Rudolf vor und mustert mich lächelnd von der Seite. Deutsch kann ich noch nicht, und so wechseln wir nach ein paar Versuchsworten ins Englische.

Er sagt: »You are beautiful.«

»Thank you«, sage ich und senke für eine Sekunde meinen Blick. Das höre ich immer wieder gerne.

Wir schlendern die Gasse ein Stück hinunter und bleiben vor einem Haus mit vergilbter Sachertorten-Fassade stehen. Hier wohnt er. Wir gehen jedoch nicht gleich nach oben in seine Wohnung, wie ich es erwartet habe. Er sagt, er wolle mir zunächst seinen Laden an der Ecke zeigen. Ein Shisha-Geschäft, das um diese Zeit aber geschlossen ist. Während wir die im schwach beleuchteten Schaufenster ausgestellten Pfeifen, Wasserpfeifen und Shishas in allen Größen und Farben betrachten, erzählt er mir, dass er außerdem auch Gras, also Marihuana und Zigaretten verkaufen würde.

»Das ist natürlich alles ganz legal. Ich habe eine Erlaubnis dazu«, behauptet er.

Ich nicke nur. Männer erzählen gerne viel, wenn der Tag lang ist.

»Ich möchte dir gerne zeigen, was ich so mache, damit wir uns etwas besser kennenlernen«, sagt er.

»Okay«, entgegne ich, während ich die bunte Pfeifensammlung im Halbdunkel zu begutachten versuche.

Freundlich legt er seinen Arm um meine Schultern und fährt fort: »Komm, wir genehmigen uns noch etwas zu trinken, bevor wir zu mir gehen, dakoaa?«

Ich bin einverstanden. Schließlich soll ich gleich Sex mit ihm machen und es ist mir lieber, wenn ich mich vorher noch ein wenig an ihn gewöhnen kann - soweit das in so kurzer Zeit eben geht. Außerdem, je länger ich bleibe, desto fürstlicher wird mein Honorar ausfallen und umso zufriedener wird Eagle mit mir sein, wenn ich später wieder zu ihm ins Bett krieche. Ich sehne mich schon nach meiner Belohnung.

Neben dem Laden gibt es eine Art indische Bar. Das Licht ist schummrig und in den Ecken stehen hölzerne Buddha Statuen. Eine Kellnerin mit knöchellangem Gewand führt uns zu einem Tisch. Darüber an der Wand das bunte Bild einer Frau mit Elefantenkopf, die in einem goldenen Thron sitzend auf einem weißen Elefanten reitet. Rudolf bestellt Champagner und fragt mich, ob ich essen will. Ich habe nichts dagegen. Wir bekommen Chickenwings, Pizza, Onionrings und Pommes Frites, alles was ich will. Während wir essen - er zieht nach jedem dritten Bissen an seinem Joint - erzählt er mir von seinem Geschäft, was für ein cooler Typ er ist, dass er Geld hat und besonders stolz von seiner »Position in der Society«.

Nach einer Weile fragt er: »Was kostet die ganze Nacht mit dir?«

Ich denke, Mensch, wenn das so gut läuft, kann ich gerne ein paar Nächte bleiben. Die ganze Nacht kostet tausend Euro. Er bezahlt mich gleich und legt sogar noch Zweihundert oben drauf. Rasch rufe ich die Agentur an und gebe Bescheid, dass ich die ganze Nacht gebucht bin. Auch Eagle informiere ich per

SMS, damit ich meine Ruhe habe. Der Fahrer, der noch in der Nähe gewartet hat, fährt weg.

Wir trinken und essen weiter, und er redet und redet. Dabei raucht er die ganze Zeit Marihuana. Einen Joint nach dem anderen. Sein Englisch ist nicht gerade klar und verständlich, auch mischt er es manchmal mit deutschen Worten. Ich bin mir also nicht wirklich sicher, was er da so alles quatscht. Höflich begleite ich seine Ausführungen mit gelegentlichem Nicken und lasse ab und zu ein interessiertes »Hm« oder »Aha« fallen, während ich die knusprigen Hähnchenflügel in die leckere süß-scharfe Soße tunke. Time is on my side.

Schließlich meint er: »Komm, ich zeige Dir meine Firma.«

Rudolf zahlt und wir gehen zurück zum Haus. Anscheinend gehört ihm das ganze Gebäude, denn er sagt, dass er mehrere Wohnungen darin nutzt. Nachdem er die Eingangstür hinter uns geschlossen hat, führt er mich im Treppenhaus einen Flur entlang nach hinten zu einer Tür, die mit mehreren Schlössern gesichert ist. Er zieht ein dickes Schlüsselbund aus der Tasche und schließt eins nach dem anderen auf. Rudolf voran, steigen wir hinunter in den Keller. Was hat er vor?

Hinter einer schweren Eisentür am Ende eines Ganges tut sich schließlich ein unerwartet großer Raum auf. Ein Schwall feuchter Gewächshausluft schlägt mir entgegen. Der fensterlose Keller ist gefüllt mit unzähligen Reihen grüner Pflanzen und jede einzelne hat ihren eigenen Topf. Marihuana Pflanzen. Zwar kenne ich diese Gewächse mit den sterngefächerten Blättern bislang nur von Bildern, aber es besteht kein Zweifel, ich befinde mich in einer unterirdischen Gras-Plantage. Von der Decke hängen viele Lampen herab, die den Raum in ein unwirkliches, violettes Licht tauchen. Rudolfs Zähne und Augen leuchten ganz weiß - wie bei einem von innen beleuchteten Halloween Kürbis im Dunkeln.

»Buhl!«, macht er und reißt die Augen weit auf, wie um mich zu erschrecken.

Ich muss lachen und betrachte meine Fingernägel, auch sie leuchten.

»Das sind spezielle UV-Lampen, damit die Pflanzen schnell wachsen können.«

Er fährt fort, über seine Leuchten zu sprechen und doziert über die professionelle Ausstattung seiner kleinen Fabrik. Super Kühlschränke, modernste Backöfen und eins-a Pressen. Ich bleibe vor einer Maschine stehen und berühre einen Hebel, der seitlich wie ein mächtiger Penis hervorragt, mit meinen Fingerspitzen.

»Eine schöne Maschine«, sage ich.

»Das ist eine Vorrichtung, um die Pflanzen zu trocknen und weiter zu Zigaretten zu verarbeiten«, meint er eifrig und schiebt mich sanft den Gang weiter an mehreren Arbeitstischen vorbei. »Zur Ernte und Verarbeitung beschäftige ich asiatische Frauen. Die wohnen dann hier unten auch. Während der Zeit dürfen sie den Keller aber nicht verlassen. Das ist günstig, weißt du. Auch weil sie sehr wenig Geld bekommen.«

Er lächelt stolz und kneift die Augen zusammen, als er wieder an seinem Joint saugt. Die Spitze glimmt auf wie ein Pulk Glühwürmchen. Er deutet auf eine weitere Tür seitlich des Ganges, geht einige Schritte darauf zu und öffnet sie. Dahinter befindet sich der Schlafraum für die Asiatinnen. Ein Keller mit bestimmt zehn Stockbetten, Toilette und Waschgelegenheit. Ich sage nichts dazu.

»Pass auf, ich zeige dir noch was«, flüstert er geheimnisvoll und hebt großäugig den Zeigefinger.

Wir durchqueren den großen Pflanzenraum bis zum Ende und stoppen vor zwei grauen Metallschränken, die etwa einen Meter weit auseinander stehen. Er tritt zwischen sie und beginnt mit beiden Händen gegen die Wand zu drücken. Die Wand gibt nach und lässt sich seitlich hinter einen der Schränke verschieben. Es kommt eine weitere Tür zum Vorschein. Eine Geheimtür. Langsam wird es mir mulmig, hier unten so allein mit diesem bekifften Typen. Er fasst um die Ecke, macht drinnen das Licht an und bedeutet mir, hineinzugehen. Aber ich habe Angst. Wer weiß, was er hier unten mit mir macht, wenn ich diesen versteckten Raum betrete. Also spähe ich nur wie ein Mäuschen um die

Ecke, denn etwas neugierig bin ich schon. Das Ganze sieht aus wie ein Chemielabor, mit Edeltischchen, metallenen Apparaturen und Becken. Glasbehälter in unterschiedlichen Größen stehen überall herum. Auf einigen Tischen sind durchsichtige Plastiktüten gestapelt. Wie Mehlbeutel sehen die aus. Natürlich ist das kein Mehl, sondern Kokain. Und das soll alles legal sein? Ich will in dem Moment nicht weiter darüber nachdenken.

Die ganze Zeit redet er in einem Kauderwelsch aus Deutsch und Englisch auf mich ein. Versucht mir wahrscheinlich zu erklären, wozu das alles gut ist. Aber mir ist es hier nicht recht geheuer, und ich will lieber mit ihm nach oben, schnell Sex machen und dann möglichst bald wieder verschwinden.

»Wollen wir nicht in deine Wohnung gehen?«, frage ich ihn.

»Jaja, gleich«, sagt er und verschließt die Tür zu seiner geheimen Drogenküche wieder. Wir gehen durch die Marihuana Plantage zurück in Richtung Ausgang. Neben der Tür bleibt er vor einem großen Glastür Kühlschranks stehen. Darin befinden sich verschiedene Torten, Kekse, Schokolade und Getränke, deren Verpackungen alle mit einem kleinen siebenblättrigen grünen Pflanzensymbol versehen sind. Das alles ist neu für mich. Ich bin ja erst vor kurzem aus Bulgarien gekommen. Mit Kokain, Marihuana oder sonst was habe ich bislang keine eigenen Erfahrungen gemacht. Drogen haben mich ohnehin noch nie interessiert. Die dienen doch nur dazu, dir Gefühle zu verschaffen, die eigentlich gar nicht da sind. Und Befriedigung. Eine Art Ersatz für Sex, für den Orgasmus. Nur, dass du von Drogen krank wirst und schlechte Zähne bekommst, während Sex gesund und schön macht. Und gute Laune. Zumindest bei mir ist das so. Da ich meistens genug Sex habe, brauche ich auch keinen Ersatz dafür. Ich halte mich lieber an das Original. Jedenfalls, dass man Gras auch in Kuchen und Getränken konsumieren kann, habe ich noch nie gehört. Ich ging bisher davon aus, dass es nur geraucht wird. Dass all die lecker aussehenden Sachen hier mit Marihuana zubereitet sein könnten, kommt mir nicht in den Sinn. Außerdem haben wir ja schon einige Gläser Champagner im Restaurant getrunken. Der Alkohol und der unverständliche Wort-

schwall meines Gastgebers müssen mein Gehirn wohl etwas benebelt haben. So nehme ich an, dass die »legalen Geschäfte«, von denen er gesprochen hat, mit diesen Süßigkeiten zu tun haben.

Er öffnet den Kühlschrank, der von oben bis unten mit Leckereien gefüllt ist. Auch Joghurts und Joghurt drinks in diversen Geschmacksrichtungen gibt es da. Die ansonsten weißen oder durchsichtigen Verpackungen sind - außer mit den erwähnten grünen Blättchen - mit kleinen Kirschen, Erdbeeren, Birnen, Äpfeln oder Schokobildchen bedruckt. Besonders appetitlich sehen die Torten aus.

»Bediene dich! Nimm dir, was du magst«, meint er und nickt mir aufmunternd zu.

Ich bin derzeit eigentlich dabei, ein bisschen Diät zu halten. Aber angesichts dieser Auswahl beschließe ich kurzerhand, die Diät heute mal auszusetzen und etwas zu naschen. Nichts ahnend beginne ich mit einem großen Stück Schokoladentorte. Neben Zimt und Schokolade schmeckt hier noch ein anderes, fremdes, ein wenig an Pferde- oder Kuhmist erinnerndes Aroma durch. Aber das stört mich nicht weiter, gibt es dem Ganzen doch eine interessante Note, besonders zusammen mit dem Sirup artigen Zuckerguss oben drauf. Er schaut mich mit großen Augen an. Warum grinst er so? Das sieht fast ein bisschen gemein aus, wie er so grinst. Naja, vielleicht freut er sich, dass es mir so gut schmeckt.

Als der letzte Bissen verzehrt ist, meint er: »Komm jetzt, gehen wir nach oben« und will den Kühlschrank wieder schließen.

»Darf ich mir noch eins nehmen?«, frage ich.

Er zieht die Brauen hoch und sagt auf Deutsch so was wie: »Aufpassen!«

Das habe ich zwar verstanden, aber ich denke, er meint es als Scherz. In dem Sinne, ich solle aufpassen, weil zu viel Kuchen eben dick macht.

»Ach, kein Problem«, erwidere ich, denn ich will meine Diät morgen wieder fortsetzen. Was machen da schon ein oder zwei Stückchen Torte?

»Na gut, wenn du meinst.« Er führt den Joint zum Mund und zieht den Rauch tief in seine Lungen ein. Dabei verzieht er sein Gesicht, als ob er gerade in eine Zitrone gebissen hätte. »Probier doch mal die Jamaika-Welle«, bläst er den Rauch wieder aus und deutet auf eine grasgrüne, mit gelben Schlangenlinien und schwarzen Dreiecken verzierte Torte.

Ich nehme mir ein Stück und beiße hinein.

»Hm, lecker«, lobe ich die Kreation.

»Da ist Mango drin«, nickt er.

Der Zuckerguss ist aber so süß und klebrig, dass ich Durst bekomme. Ich nehme mir einen von den Joghurt drinks dazu und leere ihn in einem Zug. Die hundert Milliliter reichen jedoch nicht, um meinen Durst zu stillen, also trinke ich nach dem Kirschgeschmack noch einen mit Erdbeere hinterher. Die Hand an der Kühltür macht Rudolf mittlerweile ein sorgenvolles Gesicht.

»Du musst aufpassen, aufpassen. Also wirklich ...«

Ich winke ab. »I am okay. Keine Sorge, ich hab's im Griff«, sage ich und nehme mir für den Weg nach oben noch ein drittes Stückchen mit.

In seiner Wohnung im zweiten Stock des Hauses angekommen, rollt er sich zunächst einen neuen Joint und zündet ihn sich an. Ich merke noch nichts von der Wirkung der Marihuana-Torte, denn für gewöhnlich setzt der Effekt frühestens nach einer halben bis Stunde ein. Aber das Unvermeidliche wird kommen, ich ahne nur noch nichts davon. Er hat Musik ange stellt, und wir machen es uns auf einem breiten Sofa bequem. Ich habe meine Kleidung schnell abgelegt, öffne seine Hose und ziehe sie ihm samt Unterhose aus, um ihn mit Blasen in Stimmung zu bringen. Trotz meiner guten Technik wird sein Schwanz jedoch nicht richtig hart. Was eigentlich nicht weiter verwunderlich ist, hat er doch schon, ich weiß nicht wie viele, von den Marihuana-Zigaretten geraucht. Wir unterhalten uns weiter.

»Du bist so beautiful! Eine echte Traumfrau. Mei o Mei«, sagt er und wackelt mit dem Kopf. Dabei schließen sich seine Lider

kurzzeitig. Tupfend drückt er seinen halbgerauchten Joint in einem schweren Glisaschenbecher aus, der auf dem flachen Tischchen vor dem Sofa steht.

»Du könntest doch bei mir bleiben. Als meine Freundin. Was meinst du?«

Er grinst. Das Weiße in seinen Augen ist schon rosarot vom vielen Kiffen.

»Oh, Baby, das geht nicht. Ich habe einen Freund, weißt du.« Ich erzähle ihm, dass mein Freund Russe sei und ich mit ihm zusammen wohne.

Er will es dann genau wissen. Woher kommt er, was arbeitet er, wer verdient das Geld? »Ach so. Du verdienst das Geld und er sitzt den ganzen Tag faul zu Hause und macht nichts. Verstehe.«

Ich zucke die Schultern.

Er betrachtet mich einen Moment lang mit schief gelegtem Kopf und fährt fort: »Warum willst du weiter in diesem Job arbeiten, he? Ein so hübsches Mädchen! Das musst du nicht. Du könntest zu mir ziehen. Ich kann für alles aufkommen und bezahle auch für deine Familie, kein Problem. Ich habe ein gutes Geschäft und verdiene sehr viel Geld damit. Mein Gott, du bist so hübsch, bleib mal bei mir!«

Oh Mann, bitte nicht diese Nummer. »Nein, nein, nein«, sage ich. »Du kannst mich gerne wieder bestellen, aber privat als Freundin, das kannst du vergessen.«

Wir diskutieren eine Weile hin und her, aber da ich auf seinen Vorschlag nicht eingehen will, reagiert er nun sauer und wird sogar leicht böseartig.

»Was willst du? Wer glaubst du, dass du bist, he? Ich habe so viel Geld, ich kann dich kaufen, wie ich will. Ich kaufe deine Lippen und küsse dich so oft ich will!«

Ich schüttele den Kopf, kneife die Lippen zusammen und schaue an die Zimmerdecke.

»Ich will dir doch nur Gutes tun, Süße. Verstehst Du nicht? - Was ist? Glaubst du etwa nicht, dass ich Geld habe oder was?«

»Mir ist ganz egal, wie viel Geld du hast«, antworte ich. »Das ändert gar nichts.«

Unvermittelt springt er auf, taumelt im Halbkreis durch das Zimmer und schlägt den Weg zum Fenster ein. Er greift hinter die Gardine und zaubert einige Geldscheine hervor. Lauter Fünfhunderter, Zweihunderter und Hunderteuroscheine. Er wirft sie in die Mitte des Zimmers und fährt unter triumphierendem Lachen damit fort, an allen möglichen Stellen Geldscheine hervorzuholen. Hinter dem Schrank, unter einem Sessel, aus den Polstern, unter dem Teppich und hinter der Stereoanlage. Das ganze Zimmer scheint gespickt mit Geldverstecken zu sein. Zehner oder Zwanziger sind jedenfalls keine dabei, nur große Scheine.

Mit weit aufgerissenen Augen ruft er: »Siehst du, wie viel Geld ich habe? Siehst du das?«

Er wirft die Scheine jedes Mal auf den Boden, bis sich ein ansehnlicher Berg angesammelt hat. Es sieht so aus, als hätte ein Gärtner im Herbst einen Haufen Laub zusammen geharkt. Nur dass dieser Haufen hier aus Banknoten besteht.

Er dreht die Musik lauter und singt rhythmisch: »Ich habe Geld, ich bin ein König! - Ich habe Geld, ich bin ein König!«

Offenbar vollends im Geld- und Marihuanarausch angelangt, beginnt er jetzt auf seinem Zigtausend Euro teuren Blätterhaufen eine Art Bauchtanz darzubieten. Ganz wie die Königin der Bauchtänzerinnen vor dem Sultan. Sein T-Shirt ist bis zur Brust hoch gezogen und sein behaartes Bauchfett wölbt sich schwingend im Schummerlicht. Eine Hose hat er ja keine mehr an, so dass sein halbsteifer Schwanz im Takt der Musik auf und ab und von links nach rechts wippt und gegen seine Schenkel klatscht. Seinen Joint im Mundwinkel, die Hände in die Hüften gestemmt, schiebt er seinen Unterleib vor und zurück. Er hebt die Arme und mit drehenden Handgelenken lässt er die Hüften kreisen, bückt sich hin und wieder nach dem Geld und lässt Scheine auf sich herabregnen.

Mir reicht es. Der Shitkuchen beginnt indes langsam seine Wirkung zu zeigen, und ich habe keine Lust mehr zu bleiben.

Was soll ich mit diesem Verrückten hier noch anfangen? Der Kunde macht mir Stress. Kurzenschlossen rufe ich die Agentur an und bitte darum, dass mich der Fahrer in fünfzehn Minuten abholt.

»Ich will jetzt gehen«, sage ich, als er seinen Tanz unterbricht und mich fragend anschaut.

»Wieso? Bleib doch noch! Ich habe die ganze Nacht bezahlt und will, dass du bleibst. Bitte geh noch nicht!«

»Nein ich gehe!«, sage ich. Und nach kurzem Wortwechsel verlasse ich ihn. Geld gebe ich ihm keins zurück. Was soll er machen? Er sieht mich entgeistert an und lässt mich ziehen.

Unten wartet der Fahrer schon auf mich. Ich steige vorne ein, hinten sitzen noch drei andere Mädchen. Plötzlich wird mir ganz komisch. Ich kann nicht mehr richtig hören, eine Art Rauschen macht sich breit. Auch meine Augen versagen ihren Dienst. Ich sehe unscharf. Ich habe das seltsame Gefühl, als wären meine Augäpfel mit einem Mal nach innen in Richtung Hinterkopf gerutscht. Ich versuche, dem entgegenzuwirken, in dem ich sie ein paar Mal abwechselnd zukneife und wieder weit öffne. Der Fahrer scheint zu merken, dass etwas mit mir nicht stimmt, denn ich kann mich nicht alleine anschnallen. Er greift an mir vorbei und hilft mir, den Gurt anzulegen.

»Ist alles okay?« fragt er.

Der Verschluss klickt dumpf.

»Ja, ja«, murmele ich.

»Antonia, was ist mit dir?«, dringt es vom Rücksitz an mein Ohr.

Ich verstehe nicht alles, was sie sagen, höre nur undeutliche Wortfetzen, die keinen Sinn ergeben. Der Fahrer sieht mich stirnrunzelnd an.

»Du hast einen Termin jetzt. Bist du okay?«, fragt er noch einmal.

Ich nicke. Natürlich will ich nicht sagen, dass es mir schlecht geht, denn dann würde er mich nach Hause schicken. Nach Hause will ich aber in meinem Zustand auf keinen Fall, denn Eagle wäre bestimmt sehr böse mit mir. Er hat mir eingebläut,

nie etwas zum Essen oder zum Trinken bei Kunden zu mir zu nehmen - aus gutem Grund, wie jetzt klar wird. Ich weiß genau, was er sagen würde, nämlich dass wir wegen meiner Blödheit kein Geld verdienen und eine ganze Nacht verlieren würden. Außerdem, wenn die Agentur erfährt, dass ich Drogen genommen habe, wird sie mich wahrscheinlich sofort rausschmeißen. So gut es geht, beteuere ich, dass alles okay ist, und er mich zum Termin bringen soll. Aber mir ist so übel. Ich kann nicht klar denken, verstehe nicht, was sie mir sagen, kann mich nicht vernünftig bewegen. Ich klebe im Autositz wie eine Kartoffel im Acker. Unbeweglich und abgeschottet von der Welt.

Der Fahrer fährt los. Mein Herz rast. Es klopft so stark, dass mein linker Busen sich im Rhythmus des Herzschlages hebt und senkt. Ich kann richtig sehen, wie es unter meiner Bluse zuckt. In meinen Ohren mischt sich das Rauschen mit Splittern von Gekicher hinter mir. Zugleich ist mein Mund so trocken, dass mir die Zunge am Gaumen festklebt. Nur mit Mühe gelingt es mir, sie überhaupt zu lösen. Spucke ist gar keine mehr vorhanden. Alles total ausgetrocknet. Die Wüste Gobi in meinem Mund. Und ich bekomme wahnsinnigen Durst. Ich überlege angestrengt. Ich bin am Verdursten und werde sterben, wenn ich nicht sofort etwas zu trinken bekomme. Ich kann aber nicht reden und ver falle auf die spontane Idee, dass ich mein Blut trinken könnte, um dem nahen Tod zu entrinnen. Mit aller Kraft beginne ich an meinem Handgelenk zu saugen. Kurzzeitig habe ich sogar das Gefühl, dass sich ein Blutstoß in meinen Mund ergießt - aber dann kommt doch nichts.

Der Wagen hält an. Der Fahrer löst meinen Sicherheitsgurt. Er steigt aus, öffnet mir die Tür und zieht mich aus dem Auto. Es ist verabredet, dass der Kunde mich vor dem Haus in Empfang nehmen soll.

»Ist wirklich alles in Ordnung?«, fragt er mich abermals.

»Ja, alles okay«, antworte ich wieder.

Zwar bin ich völlig neben der Spur, aber Eagle hat mich so abgerichtet, dass jetzt eine Art Automatismus einsetzt. Ich muss zum Kunden, also gehe ich. Zunächst sehe ich gar nicht, wen ich

da besuchen soll. Auch das Haus, vor dem wir stehen, nehme ich nicht wahr. Da sind nur irgendwelche Lichter, die um mich her tanzen, mich blenden. Der Fahrer redet mit dem Mann etwas auf Deutsch, was ich nicht verstehe, und zwei paar Hände links und rechts führen mich zu einer Tür. Der Fahrer geht zurück zum Auto, und wir betreten das Haus. Gottseidank. Es gibt keine Treppen zu erklimmen. Ich soll für eine Stunde bleiben. Meine Pupillen sind so extrem geweitet - ich habe im Auto kurz in den Spiegel gesehen -, dass ich nicht richtig fokussieren kann. Ich erkenne nur die unscharfen Umrisse eines sehr jungen Mannes mit dunklen Locken. Aber ich glaube, er ist ein hübscher Kerl.

Er nimmt mich an beiden Händen und führt mich in sein Zimmer. An der Wand hängt ein riesiges Poster von - Bob Marley? »Turn your world around«, steht darunter. Wir setzen uns auf sein Bett. Er sagt, er sei achtzehn Jahre alt und sein Name sei Karim oder so ähnlich. Seine Eltern sind anscheinend verreist und so hat er die Gelegenheit genutzt und sich ein Mädchen bestellt.

Ich höre Worte wie: »Du bist so hübsch. Was für schöne Haare du hast.«

Er hält noch immer meine Hände fest.

Meine Antwort fällt ziemlich mechanisch aus: »Ja, danke. Hundertfünfzig Euro.«

Er wirkt etwas nervös.

»Natürlich«, sagt er.

Er lässt meine Hände los und zieht ein paar gefaltete Geldscheine aus der Hosentasche. Ich hoffe zumindest, dass es Geldscheine sind, denn ich kann ja nicht richtig sehen.

»Bitte sag mir, wie viel ist das?«, frage ich, denn ich bin mir nicht sicher, ob es überhaupt Geld ist, was ich da in der Hand halte.

Mit dem Gefühl, dass ich gleich ins Koma fallen und meine Sprache ganz versagen könnte, beeile ich mich, ihm so kurz wie möglich zu erzählen, was die Ursache für meinen Zustand ist. Dass ich bei einem bösen Kunden Marihuana-Kuchen gegessen habe, aber ohne zu wissen, dass Marihuana darin ist, und er mich

bitte, bitte nicht bei der Agentur verpetzen soll, da ich sonst meinen Job verlieren und mein Freund dann höllisch sauer mit mir wäre. Artig verspricht er mir, ein Gentleman zu sein. Ich gebe ihm mein Telefon, um die Agentur anzurufen, ich kann ja die Tasten nicht genau erkennen. Er wählt und gibt es mir zurück.

»It's Antonia. Everything is okay. One hour«, sage ich konzentriert und reiche ihm das Handy, damit er wieder auflegt.

»Das sind auch bestimmt hundertfünfzig Euro?«, frage ich noch mal ein wenig verzweifelt die Scheine hochhaltend.

»Ja, ja, hundertfünfzig, ganz sicher«, antwortet er und nickt mir lächelnd zu.

Er ist so lieb. Ich beschließe, ihm zu vertrauen. Habe ich eine Wahl? Ich verstaue das Geld in meiner Handtasche. Ich überlege. Wenn ich nicht mal das Geld sehen kann, wie soll ich ihn dann nach den Extras wie Küssen, Lecken oder Französisch pur fragen? Eagle hat mir eingeschärft, bei jedem Kunden danach zu fragen. Immer.

»Geschäft, Geschäft, Geschäft! Denk immer daran, wir wollen eine Wohnung kaufen«, hallt es in meinem Kopf wider.

Ich frage nicht danach. Auch tritt der schlimme Durst wieder in mein Bewusstsein. Meine Zunge füllt wie ein riesiger trockener Schwamm meinen Mund.

»Kannst du mir etwas zu trinken geben? Ich bin furchtbar durstig. Bitte!«, bringe ich hervor.

»Klar. Natürlich. Was möchtest du? Ich habe Eistee da.«

Er holt eine große Zweiliterpackung herbei und hält sie mir geöffnet hin. Ich trinke und trinke und trinke. Ist das gut! Die Erlösung. Ohne abzusetzen, leere ich die ganze Packung. Er beobachtet mich fasziniert.

»Es ist gut zu trinken, das spült den Shit wieder raus«, kommentiert er.

Trotzdem. Mein Durst ist nicht gelöscht.

»Meine Kehle ist immer noch trocken«, höre ich mich sagen.

Er hilft mir hoch, bringt mich zu einem Waschbecken in einer Nische und dreht den Wasserhahn auf. Ich lasse das Wasser

über meine Hände laufen, aber ich spüre nichts. Da ist nichts Nasses. Ist das Wasser kalt oder warm? Ich trinke, aber ich habe das Gefühl, nur Staub zu schlucken. Der Junge steht hinter mir und stützt mich. Mein Herz schlägt so heftig, dass ich befürchte, mein Blut wird jeden Augenblick aus den Adern über die Haut nach außen dringen.

Als ich fertig bin, führt er mich zurück zum Bett. Beim Hinsetzen gluckert es unüberhörbar. Mein Bauch ist prall gefüllt wie ein mit Wasser geblähter Luftballon. Ich will jetzt wirklich etwas für den Jungen tun, aber ich mag keinen Sex mit ihm haben. Wie soll ich ihm in meinem Zustand das Kondom überziehen oder kontrollieren, ob er es tut? Wie soll ich wissen, ob er die Situation nicht ausnutzt und mich ohne Gummi nimmt oder anal? Panische Gedanken schießen mir durch den Kopf. Mein Gehirn arbeitet noch, nicht so mein Körper. Ich fühle mich hilflos, denn ich habe keine richtige Kontrolle mehr. Als er beginnt, mich zärtlich zu umarmen und zu küssen, erwidere ich seinen Kuss. Das ist schön, er kann gut küssen. Ich taste nach seinem Gürtel, öffne ihn und knöpfe seine Hose auf. Er ist sehr erregt. Ich umfasse seinen jungen, sehr heißen und harten Schwanz, beuge mich hinunter, um ihn zu blasen. Er kommt ziemlich schnell.

Mit einem Seufzen lässt er sich auf die Kissen zurücksinken, schließt die Augen und sagt: »Oh Gott.«

Ich lege meinen Kopf an seine Schulter, schließe ebenfalls die Augen und entspanne mich. Die restliche Stunde verbringen wir mit Schmusen. Er streichelt mich die ganze Zeit und sagt mir immer wieder, wie hübsch er mich findet. Sonst macht er nichts. Er sagt, es tue ihm so leid, dass es mir so schlecht geht, denn er arbeite nicht, sei noch ein Schüler und hätte leider kein Geld, mich ein zweites Mal zu bestellen. Außerdem kämen seine Eltern in ein paar Tagen zurück. Eng aneinandergeschmiegt dösen wir noch eine Weile. Ich bin so müde und kaputt, ich will am liebsten sofort einschlafen. Bevor mir die Augen zufallen, bitte ich ihn, mir Bescheid zu sagen, wenn die Stunde um ist.

»Mach ich. Versprochen«, sagt er.

Als es soweit ist, rufe ich den Fahrer an, nachdem Karim wieder für mich gewählt hat. Ein paar Minuten später bringt er mich hinaus, besser gesagt, er trägt mich mehr oder weniger zum Auto.

Mein Fahrer fährt gleich los.

»Du hast noch einen Anstusstermin.«

»Noch einen Anstusstermin«, wiederhole ich. »Wo?«

»In einem Hotel«, meint er, »ein Italiener, glaub ich.«

Nach viel zu kurzer Fahrt sind wir auch schon am Ziel. Normalerweise hält der Wagen vor der Tür, der Fahrer sagt mir die Zimmernummer, und ich gehe allein hinein. Diesmal aber kommt er mit und bringt mich bis zum Zimmer des Kunden.

»In einer Stunde hole ich dich hier an der Tür wieder ab, okay?«

Das alles ist mir sehr peinlich, aber was soll ich machen? Ich will ja arbeiten, es zumindest versuchen. Ich hoffe, nach zwei oder drei Kunden wird es mir wieder besser gehen, ich kann nach Hause und Eagle wird nichts merken. Ich nicke. Mein Fahrer klopft für mich an der Tür, dreht sich um und verschwindet.

Der Italiener lässt mich herein. Er mag Ende dreißig sein, hat eine Halbglatze und sieht klein aber kräftig aus. Ich beginne mit einer Entschuldigung und erkläre ihm ohne Umschweife, was los ist. Der Mann ist sofort ehrlich besorgt und will umgehend einen Arzt rufen. Das hätte mir noch gefehlt. Nicht auszudenken, wenn man mich in ein Krankenhaus brächte. Der Fahrer würde mich nicht mehr finden. Und was sollte er der Agentur erklären? Was sollte ich der Agentur erklären?

»Nein, nein. Keinen Arzt!«, bitte ich und stütze mich gegen die Wand.

»Bis du sicher? Ich glaube es ist besser, einen Krankenwagen zu holen.«

»Nein, auf keinen Fall, bitte nicht!«

»Na gut, wie du meinst«, sagt er zögernd. »Was kann ich dann für dich tun? Möchtest du etwas trinken? Ich glaube, trinken ist gut.«

Er eilt quer durch das Hotelzimmer, fischt ein paar Fläschchen Mineralwasser aus der Minibar, öffnet eine und reicht sie mir. Schnell leere ich sie und gleich eine zweite hinterher.

»Nicht viel drin in den kleinen Dingern«, lächele ich schwach und nehme noch einen Schluck.

Oh Gott, mir ist so schlecht. Aber ich habe Glück. Wieder ein Gentleman. Er bezahlt mich dann auch gleich für eine Stunde. Gut, dass ich hier in Wien bin, woanders hätte man mich wahrscheinlich sofort wieder weggeschickt, geschweige denn mir Geld gegeben. Der Italiener ist wirklich sehr nett. Und mehr als das. Nachdem ich keinen Arzt will, lässt er mich auf das Bett hinlegen und gibt mir erst einmal eine Massage. Er macht das gut, und ich kann mich etwas entspannen. Nach einer Weile habe ich plötzlich das Gefühl, ich muss mich gleich übergeben.

Ich weiß nicht, wie ich das erklären soll, fahre abrupt hoch und stammele: »Toilette, Toilette!«

Er hebt mich sofort auf den Arm und trägt mich ins Bad. Kaum bin ich drin, geht es auch schon los. Er navigiert mich zum Klo, hält mich über das Becken und lässt mich das Unvermeidliche verrichten. Der halb verdaute Kuchen, das Hühnchen mit Pommes und all das andere Zeugs, das ich gegessen habe, vermischt mit Unmengen an Tee, Wasser und Champagner ergießt sich aus mir in einem nicht enden wollenden Strahl. Boden, Wände und Spiegel werden nicht verschont. Es sieht schlimm aus hinterher und es stinkt entsetzlich. Erschöpft halte ich mich am Waschbecken fest. Oh Gott, ist das peinlich. Furchtbar! Erst bezahlt er mich, dann kümmert er sich die ganze Zeit um mich, und nun kotze ich ihm auch noch das Badezimmer voll. Aber der Italiener meint, ich solle mir keinen Kopf machen, er würde später alles putzen. Der Arme.

»Don't worry, don't worry!«, wiederholt er immer wieder und klopft mir behutsam den Rücken.

Er nimmt eins von den weißen Handtüchern, hält es unter den Wasserhahn, wringt es ein wenig, faltet es und wischt mein Gesicht und wo es nötig ist, sauber. Er gießt mir noch ein Glas Wasser ein, damit ich mir den Mund ausspülen kann und trägt

mich anschließend zurück ins Zimmer. Dort legt er mich wieder auf das Bett. Dann fährt er fort, mich zu massieren. Zwischendurch gibt er mir immer wieder Wasser zu trinken. Als die Stunde um ist, hilft er mir, meinen Fahrer anzurufen.

»Bin fertig«, sage ich ins Telefon und stehe auf.

Achselzuckend bedanke ich mich, drehe mich um und verlasse eilig das Zimmer. Ich habe mich weder ausgezogen noch hat er Sex bekommen.

Der Fahrer erwartet mich wie vereinbart vor der Hotelzimmertür und geleitet mich wieder zum Auto. Ich hoffe, nun endlich nach Hause zu dürfen und schlafen zu können, aber daraus wird nichts.

»Antonia, du hast noch einen Termin«, sagt er.

Es geht wieder in ein Hotel. Dort erwarten mich zwei Männer und noch ein weiteres Mädchen, das die beiden bestellt haben. Im Zimmer stehen zwei Betten. Mir geht es zwar schon etwas besser, nachdem das meiste wieder draußen ist, aber immer noch übel genug. Ich erkläre wieder meine Situation, aber sage diesmal, ich sei betrunken.

»Na gut, dann kannst du mir einen blasen. Das wirst du ja können«, meint der eine, mit dem ich mich beschäftigen soll.

Der Kunde legt sich auf den Rücken und ich beginne mit dem Blowjob. Meine Sachen darf ich anbehalten. Ich bin aber so müde, dass ich zwischendurch einnicke.

»Hey, aufwachen! Mach mal weiter! Nicht schlafen, Mädchen!«, protestiert er.

Irgendwann ist auch das geschafft. Als ich das Hotel wieder verlasse, ist es schon hell draußen, und der Fahrer hat eine gute Nachricht für mich. Ich darf nach Hause. Die ganze Fahrt über muss ich grundlos kichern. Vielleicht aus Freude darüber, dass es jetzt endlich vorbei ist, und ich mit den Männern so viel Glück gehabt habe in dieser Nacht.

Zu Hause angekommen, schläft Eagle tief und fest. Glücklicherweise. Er knurrt nur schwach, als ich mich im Bett dicht an ihn role. Sofort schlafe ich ein. Das Geld habe ich ihm gut sichtbar auf den Nachttisch gelegt, damit er gleich gute Laune

hat, wenn er aufsteht. Erst am nächsten Abend erwache ich wieder. Allerdings mit einem entsetzlichen Kater. Es dauert zwei weitere Tage, bis ich mich vollständig erholt habe.

4. KAPITEL

Hamed

Der Suff meines Stiefvaters war zum Dauerzustand geworden. Was anfangs ein oder zwei Gläser am Abend waren, hatte sich mit der Zeit auf eine bis drei Flaschen gesteigert. Jetzt trank er schon morgens billigen Schnaps oder Wodka. Ich war fünfzehn, als meine Mutter sich endlich von ihm scheiden ließ. Meine Mutter, mein Bruder Petko und ich gingen fort. Mama arbeitete noch immer als Putzfrau in einem Krankenhaus am Stadtrand von Welingrad und ganz in der Nähe der Klinik wohnen wir jetzt auch. Die Wohnung bestand aus einem kleinen Zimmer und einer Küche. Die Miete war gering, eher symbolisch. In den Häusern lebten nur Bedienstete des Krankenhauses. Ärzte, Krankenschwestern und sonstiges Personal. Der einzige Bus fuhr morgens um viertel nach sieben ab. Wenn ich den Bus verpasste, was ab und zu vorkam, musste ich die vier Kilometer in die Stadt zu Fuß laufen. Von dort nahm ich dann den Bus bis zur Schule. Sonst hätte ich nur mit dem Taxi fahren können, was teuer war und deshalb nicht in Frage kam. Nach dem Unterricht lief ich immer zu Fuß wieder nach Hause. Zwei Jahre lang sollte ich in der kleinen Wohnung beim Krankenhaus wohnen.

Es war die Zeit der Krise in Bulgarien. Meine Mutter verdiente im Krankenhaus einhundertfünfzig Leva im Monat. Das entsprach ungefähr fünfundsiebzig Euro. Mein Vater zahlte nichts für mich, hatte er noch nie. Für meinen Bruder bekam meine Mutter etwa zwanzig Euro im Monat von dessen Vater, so wie es vorgeschrieben war. Zusätzlich erhielt sie pro minderjähriges Kind achtzehn Leva vom Staat, also neun Euro im Monat. Es

war kaum möglich, davon den Lebensunterhalt zu bestreiten. Weil wir so wenig Geld besaßen, hatte ich manchmal in der Schule nichts zu essen oder zu trinken. Oft gaben mir die anderen Kinder etwas von ihrem Proviant ab. Dafür half ich ihnen bei den Hausaufgaben oder ließ bei mir abschreiben. Ich war eine gute Schülerin. In fast allen Fächern bekam ich super Zensuren, sogar in Biologie und Chemie.

Weil ich wenig aß, war ich sehr schlank. Manche sagten, ich sei dünn, aber alle fanden, dass ich ein hübsches Mädchen bin. Besonders meine langen blonden Haare, die mir bis über den Po reichten, kamen gut an. Nicht nur bei den Jungs in meiner Klasse. Die Jungs in meinem Alter interessierten mich jedoch nicht. Ich hatte ein paar Schuhe für den Winter, ein paar für den Sommer und zwei ausgewaschene Jeanshosen. Die Sachen sahen alt und abgetragen aus. Gerne wollte ich etwas Neues haben, aber dafür war kein Geld da. Meine Winterjacke war auch nicht besonders warm. Ich zog dann immer noch einen selbstgestrickten Pullover drunter. Als es im Winter unter minus zehn Grad fiel und ich zu Fuß in die Stadt und wieder zurück gehen musste, holte ich mir eine Lungenentzündung.

Meine Mutter brachte mich zu einem Spezialisten in die Klinik. Es war das Krankenhaus, in dem sie auch arbeitete. Der Arzt war Araber und sah sehr gut aus. Ich entkleidete mich vor ihm, legte Bluse und Unterhemd auf einen Stuhl. Er horchte mit seinem Stethoskop meine Brust und meinen Rücken ab. Ich spürte das Stethoskop metallisch-kühl auf meiner Haut. Doch seine Hände waren warm. Aufmerksam horchte er in mich hinein, hörte meinen Atem, mein pochendes Herz. Seine schönen dunklen Augen schauten mich dabei nicht an. Sie sahen an mir vorbei. Sie sahen an mir vorbei in meine Lunge und in mein Herz hinein. Es schlug schneller als sonst.

»Das wird schon«, sagte er und lächelte. Seine Stimme klang sanft und stark zugleich.

Er verschrieb mir Medikamente und ich sollte bald wieder zu ihm kommen. Das tat ich gerne, sehr sogar. Er hieß Hamed und er gefiel mir. Nach einigen Besuchen in der Klinik war ich wie-

der gesund. Wir verabredeten uns außerhalb der Sprechstunde, gingen spazieren oder Kaffee trinken, redeten. Mehrmals. Er besuchte mich bei mir zuhause. Ganz langsam kamen wir uns näher. Einen Monat später küsstet wir uns das erste Mal. Er war achtunddreißig, ich fünfzehneinhalb. Nach einem weiteren Monat schliefen wir miteinander. Es war das erste Mal für mich, dass ich richtigen Sex mit einem Mann hatte. Ich war sehr verliebt.

Von da an sahen wir uns so oft es irgend ging. Wir trafen uns bei mir zu Hause, wenn meine Mutter auf der Arbeit war. Mal besuchte ich ihn in seiner Wohnung. Er wohnte mit seiner Familie ebenfalls in der Siedlung am Krankenhaus, nur ein paar Minuten von uns entfernt. Hamed war verheiratet, seine Frau achtundzwanzig. Sie hatten ein Kind zusammen, einen siebenjährigen Jungen. Unsere Familien pflegten guten nachbarschaftlichen Kontakt. Meine Mutter traf sich ab und zu mit seiner Frau oder wir waren alle zusammen. Auch ich hatte ein gutes Verhältnis zu Hameds Ehefrau. Sie war Bulgarin, eine hübsche blonde Frau mit leuchtend blauen Augen. Ich war sicher, sie mochte mich. Da ich gut in der Schule war, half ich dem kleinen Sohn bei den Hausaufgaben oder passte auf ihn auf. Bisweilen brachte sie mich anschließend nach Hause. Sie gab mir Sachen von sich, die ihr nicht mehr passten, denn nach der Schwangerschaft war sie etwas korpulenter geworden. Von meiner Beziehung zu Hamed wusste sie nichts. Sie arbeitete als Küchenhilfe in einem Restaurant. Salat schneiden, abspülen, aufräumen. Wenn seine Frau von der Arbeit nach Hause kam, Hamed und ich hörten das Auto, wenn sie vor dem Haus parkte, ging ich schnell in ein anderes Zimmer und tat so, als würde ich gerade meine Hausaufgaben machen. Sie ahnte nicht, dass wir noch vor zehn Minuten miteinander Liebe gemacht hatten.

»Es ist kalt zu Hause«, sagte sie, als sie die Wohnung betrat. In der Restaurantküche wäre es immer so schön warm.

Oft trafen wir uns auch in einem Hotel, taten es im Auto oder im Wald. Überall. Aber es musste immer im Geheimen ge-

schehen. Ich fühlte mich schlecht deswegen. Für seine Familie hatte er dauernd Zeit. Ich sollte mich hinten anstellen. Mit mir musste immer alles schnell gehen. Doch wenn wir miteinander schliefen, war es endlos schön. Ich liebte seinen tollen Körper. Wir küssten uns, kuschelten miteinander. Taten alles, was geil ist und uns gefiel. Er leckte mich jedes Mal bis zum Höhepunkt. Je öfter wir uns trafen, desto mehr wollte ich ihn. Er sagte, er liebt mich. Er gab mir Geschenke oder half mit etwas Geld aus. Ich fühlte mich sehr wohl bei ihm, so geborgen. Ich liebte ihn von ganzem Herzen. Manchmal war ich eifersüchtig, wenn er so viel Zeit mit seiner Familie verbrachte und wir uns deshalb nicht treffen konnten. Ich hoffte, dass er seine Frau verlassen und mich heiraten würde, wenn ich mit der Schule fertig wäre und Abitur gemacht hätte. Er hatte mal davon gesprochen. Sagte er mir die Wahrheit? Er war ein Mann von achtunddreißig Jahren. Vielleicht dachte er, ich sei noch ein Kind? Er sagte, dass er sich von seiner Frau trennen wollte, weil er kaum noch Sex mit ihr hätte. Ich wollte ihm glauben. Ich glaubte ihm.

Wenige Wochen nach meinem sechzehnten Geburtstag merkte ich, dass ich schwanger war. Ich war jetzt in der neunten Klasse. Meine Mutter durfte natürlich nichts davon wissen. Niemand durfte davon wissen. Ich wollte es wegmachen, aber das war nicht so einfach. Wie sollte das gehen? Ich war noch minderjährig, einer Abtreibung hätten die Eltern zustimmen müssen. Für uns beide wurde schnell klar, dass ich jetzt kein Kind von ihm bekommen konnte. Er sagte, dass wir nach Welingrad fahren, wo er einen Kontakt hatte. Dort wurde ich von einem Gynäkologen untersucht. Der stellte fest, dass ich in der dritten Woche war. Ich musste daher noch zwei Wochen warten, bis ich den Abort machen lassen konnte.

Kurze Zeit später erfuhr ich, dass Hameds Frau ebenfalls in anderen Umständen war. Bereits im dritten Monat. Sie war schwanger, obwohl er doch angeblich gar keinen Sex mit ihr hatte und sie verlassen wollte. Und die beiden wollten das Kind. Wenn er mich liebte und sich tatsächlich scheiden lassen wollte,